

Theologie im Sommer 2017: Was glauben wir?

3. Abend: Ist Jesus Christus Gottes Sohn?

I. Hintergründe und vier Einwände

Über das Verhältnis von Gott zu Jesus (Christus) wurde schon zu Lebzeiten Jesu geredet und gerätselt. Im Folgenden soll auf vier Einwände eingegangen werden, die regelmässig vorgebracht wurden bei der Definition dieser besonderen Verhältnisbestimmung. Allen zugrunde liegt unser beschränktes alltägliches Erfahrungsbewusstsein sowie Vater-und-Sohn-Bilder, die wir selber kennen.

Erster Einwand: Die Vermenschlichung Gottes

Nach unserer Erfahrung sind Väter und Söhne biologisch miteinander verbunden. Zunächst erscheint deshalb die Vorstellung absurd, das Verhältnis Vater – Sohn auf einen Gott zu übertragen, den man nicht sieht und der sich nicht leiblich fortpflanzt. Hinter diesem Einwand steht der Vorwurf, Gott fälschlicherweise zu vermenschlichen. Denn würde man die Gottessohnschaft Jesu konsequent weiterdenken, dann müsste Gott ja auch ein geschlechtliches Wesen sein. Und Jesus wäre in diesem Fall nicht ein Mensch mit zwei menschlichen Eltern, sondern ein Gott-Mensch-Mischwesen. Daher kann man mit diesem Einwand nicht sinnvoll von einer Gottessohnschaft Jesu sprechen.

Zweiter Einwand: Die analoge Verbildlichung

Wenn man in die Religionsgeschichte schaut, findet man viele Belege für Gottes- oder Göttersöhne, allen voran im Polytheismus, wo es eigentliche Götterfamilien gibt. So gesehen, könnte man den Vorwurf erheben – wie er u.a. vom Islam erhoben wird –, auch das Christentum sei zumindest polytheistisch angehaucht.

Im Alten Testament wird das Bild vom «Sohn Gottes» entwickelt, wo der König so genannt werden kann – prominent in Psalm 2:

«Ich selbst habe meinen König eingesetzt auf Zion, meinem heiligen Berg. Kundtun will ich den Beschluss des HERRN: Er sprach zu mir: Mein Sohn bist du, ich habe dich heute gezeugt.» (Ps 2,6f)

Und auch im römischen Umfeld gibt es das Hoffnungsbild eines göttlichen Kindes, das eine neue, gerechte Weltherrschaft einrichten soll:

«Letzte Weltzeit brach an – Prophetie der Sibylle von Kyme: Groß von Anfang an neu wird geboren der Zeitalter Reihe. Schon kehrt wieder die Jungfrau, kehren wieder saturnische Reiche, schon wird neu ein Sprößling entsandt aus himmlischen Höhen. Sei nur dem eben geborenen Jungen, mit dem das Geschlecht von

*Eisen vergeht und in aller Welt das von Gold wieder aufsteht,
sei nur, Lucina, du reine, ihm gut; schon herrscht dein Apollo!
Er wird Götterleben empfangen, er wird mit den Göttern
sehen die Helden gemischt, wird selbst unter ihnen erscheinen,
lenken wird er die befriedete Welt mit den Kräften des Vaters.»
(Vergil: 4. Ekloge)*

Diese und andere Vorstellungen sind bildliche Anwendungen der Verhältnisbestimmung «Gottes Sohn». Welche besonderen Eigenschaften des Verhältnisses von Jesus als Gottessohn und Gott als Vater Jesu machen hier dieses Bild aus? Um diese Frage zu beantworten, ist zwingend der kulturelle Hintergrund heranzuziehen, in dem das Bild verwendet wird und *wie* es verwendet wird: Es pendelt nämlich zwischen besonderer Nähe der beiden zueinander («liebender Vater») und besonderer Härte (Gott opfert seinen Sohn). Diese innerbiblische Spannung bildet das ganze Spektrum möglicher Vater-Sohn-Beziehungen ab.

Dritter Einwand: Die androzentrische Vereinnahmung

Aus dem zweiten Einwand leitet sich der dritte ab: Das Verhältnis Vater – Sohn, angewandt auf Gott und Jesus, ist Reflex einer patriarchalen Gesellschaft der damaligen Zeit. Daher ist diese androzentrische Vorstellung längst nicht mehr verpflichtend oder überhaupt plausibel. Das Vater-Sohn-Schema hat nach diesem Einwand die männerzentrierte Sicht und Ausgestaltung der Kirche begründet mit Folgen bis heute. Da werden alternative Bilder entwickelt, z.B. das Verhältnis des Sohnes zur fürsorgenden Mutter statt zum unsichtbaren Vater.

Vierter Einwand: Der historische Definitionsstreit

Im 4. Jahrhundert wurde leidenschaftlich gestritten über die als Arianismus bezeichneten Lehren (kurz: „Der Vater allein ist Gott.“) und die damit aufgeworfene Frage, ob der in Jesus Christus inkarnierte Logos göttlich, gottähnlich oder anders als Gott, nämlich geschöpflich sei. Es handelte sich dabei nicht nur um einen Streit unter Theologen; die allgemeine Bevölkerung war dabei ebenfalls sehr engagiert. Der Streit spielte sich somit nicht nur auf theologischer, sondern vielfach auch oder sogar wesentlich auf politischer Ebene ab. Im Wesentlichen sind für unsere Frage zwei Phasen zu unterscheiden:

1) die Entwicklung des Streits bis zum Konzil von Nicäa 318–325:

Bei Arius (ein Ältester aus Alexandria) wird Christus die Göttlichkeit keineswegs abgesprochen, aber er sei eben von Gott erschaffen, wenn auch vor Anbeginn der Welt – alles andere widerspräche der Einmaligkeit Gottes. Jesus habe demnach zwar Anteil an der Göttlichkeit, sei Gottvater aber untergeordnet. Zudem habe nur ein Mensch leidend am Kreuz sterben können, kein Gott; die menschliche Natur sei in Christus also dominant gewesen.

Seine Gegner warfen Arius vor, die Lehre Pauls von Samosata zu vertreten, die bereits auf mehreren lokalen Synoden verurteilt worden war: Wenn Jesus Christus nicht Gott wäre, so argumentierten sie, hätte er durch seinen Tod auch nicht die Menschheit erlösen können.

Lange hatten die Arianer die Oberhand gegenüber den Trinitariern, doch klare Verhältnisse gab es während des ganzen 4. Jahrhunderts nicht. Ein erster lokaler Konflikt zwischen Arius und dem Bischof von Alexandria führte schliesslich zum ersten ökumenischen Konzil von Nicäa, das Kaiser Konstantin 318 einberuft und das bis 325 dauern sollte. Vorläufige Sieger des Konzils waren die Antiarianer, und das Bekenntnis von Nicäa (Nicäum) wurde formuliert:

„Ich glaube [...] an den einen Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, der als Einziggeborener aus dem Vater gezeugt ist, das heißt: aus dem Wesen des Vaters, Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahrer Gott aus wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater; [...]“

2) die Reaktion auf das Nicäum und die weitere Entwicklung bis Chalcedon 451:

Die Zeit nach Nicäa war geprägt durch verschiedene Wechsel der Mehrheitsverhältnisse und kleinere Konzilien. Dabei wurde der Streit von radikalen Arianern neu entfacht und eine Bestärkung des Nicäums sollte mit einem erneuten ökumenischen Konzil realisiert werden. Zuvor hatte sich die trinitarische Lehre weitgehend durchgesetzt.

Das Bekenntnis von Konstantinopel, das Nicäno-Konstantinopolitanum, ist für unsere Frage im Wortlaut praktisch identisch mit dem Nicäum.

Das Nicäno-Konstantinopolitanum gilt seit dem Konzil von Chalcedon 451 als massgebend für die Kirche und ist neben dem Apostolicum das weitverbreitetste christliche Glaubensbekenntnis. Das Konzil von Chalcedon hat auch den sog. christologischen Streit um das Verhältnis zwischen der göttlichen und der menschlichen Natur in Jesus Christus zugunsten der sog. Zwei-Naturen-Lehre geklärt: Jesus Christus ist demnach wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich, und zwar „unvermischt und ungetrennt“. Die Trinität wurde damit für die meisten Kirchen zum Dogma erhoben.

Vier Einwände also – die Vermenschlichung Gottes, die analoge Verbildlichung, die androzentrische Vereinnahmung und der historische Definitionsstreit –, die an der Rede von Jesus als Gottes Sohn zweifeln und ihre Legitimation hinterfragen. Was heisst das nun für eine mögliche Antwort?

II. Aussagekräftige Textstellen

Wichtig ist: Jesus bekommt den Gottessohn-Titel nicht von aussen zugeschrieben, sondern er redet selber von Gott als von seinem Vater. Er redet zu Gott, den er damit als seinen Vater für sich in Anspruch nimmt. So z.B. im sog. «Heilandsruf»:

«In jenen Tagen ergriff Jesus das Wort und sprach: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, dass du dies vor Weisen und Klugen verborgen, es Einfältigen aber offenbart hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen. Alles ist mir übergeben worden von meinem Vater, und niemand kennt den Sohn ausser der Vater, und niemand kennt den Vater ausser der Sohn und der, dem der Sohn es offenbaren will.»
(Mt 11,25-27)

Diese Redeweise passt schlüssig dazu, dass Jesus in der Konsequenz zu den Menschen von «eurem himmlischen Vater» spricht:

«Unser Vater im Himmel. Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden. Das Brot, das wir nötig haben, gib uns heute! Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben haben jenen, die an uns schuldig geworden sind. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebt, dann wird

euer himmlischer Vater auch euch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, dann wird auch euer Vater eure Verfehlungen nicht vergeben.» (Mt 6,9-15)

Im «Unser-Vater» in der Matthäusfassung lehrt Jesus zudem seine Jünger, Gott mit der Anrede «unser Vater» anzusprechen. Das ist eine Implementierung von Jesu eigener Anrede («mein Vater») in den Kontext der Gemeinde, wodurch das «mein» zu «unser» wird. Noch im Lukasevangelium beginnt das Gebet ohne das Possessivpronomen:

«Vater, Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Das Brot, das wir nötig haben, gib uns Tag für Tag. Und vergib uns unsere Sünden; denn auch wir vergeben jedem, der an uns schuldig wird. Und führe uns nicht in Versuchung.» (Lk 11,2-4)

Eine besondere Verwendung erfährt der Gottessohn-Titel in einer alten Formel, die Paulus am Anfang des Römerbriefs zitiert, um den Gehalt seiner Botschaft möglichst pointiert zur Sprache zu bringen:

«Paulus, Knecht des Christus Jesus, berufen zum Apostel, ausersehen, das Evangelium Gottes zu verkündigen, das er durch seine Propheten in heiligen Schriften schon seit langem verheissen hat - das Evangelium von seinem Sohn, der nach dem Fleisch aus dem Samen Davids stammt, nach dem Geist der Heiligkeit aber eingesetzt ist als Sohn Gottes in Macht, seit der Auferstehung von den Toten: das Evangelium von Jesus Christus, unserem Herrn, durch den wir Gnade und Apostelamt empfangen haben, Glaubensgehorsam zu erwirken und seinen Namen zu verbreiten unter allen Völkern, zu denen auch ihr als in Jesus Christus Berufene gehört - , an alle in Rom, die von Gott geliebt und zu Heiligen berufen sind: Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.» (Röm 1,1-7)

Es gibt für Paulus also eine Sohnschaft auf der Linie der Davidabstammung, also als religiös-politischen Titel. Seine Macht ist hier allerdings – im Unterschied zur Königsansprache als Gottessohn – in der Auferstehung begründet. Man darf das Sohnsein Jesu also nicht einlinig im Sinne einer geschichtlichen Herkunftsbezeichnung verstehen.

Jesus ist also doppelt Gottessohn: einerseits aus seiner Verwandtschaft mit König David und andererseits durch den einmaligen Vorgang *seiner* Auferstehung. Diese besondere Auserwähltheit kommt insbesondere im Johannesevangelium zum Ausdruck – prominent gleich zu Beginn:

«Im Anfang war das Wort, der Logos, und der Logos war bei Gott, und von Gottes Wesen war der Logos. [...] Und das Wort, der Logos, wurde Fleisch und wohnte unter uns, und wir schauten seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, wie sie ein Einziggeborener vom Vater hat, voller Gnade und Wahrheit.» (Joh 1,1.14)

Danach finden sich nebeneinander Aussagen über das Kommen des Sohnes vom Vater, über die Sendung des Sohnes durch den Vater, über das Gehen des Sohnes zum Vater, über die Beauftragung des Sohnes durch den Vater und über das Einssein von Vater und Sohn:

«Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater.» (Joh 16,28)

«Ich aber habe ein Zeugnis, das bedeutender ist als das des Johannes. Denn die Werke, die mir der Vater übergeben hat, damit ich sie vollende, eben die Werke, die ich tue, legen Zeugnis dafür ab, dass der Vater mich gesandt hat.» (Joh 5,36)

«Ich und der Vater sind eins.» (Joh 10,30)

Das wohl bekannteste «Ich-bin-Wort» des johannäischen Jesus macht zudem dessen exklusive Mittlerrolle klar:

«Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, es sei denn durch mich.» (Joh 14,6)

Der Evangelist Johannes liefert in seinen Relationsbezeichnungen von Vater und Sohn die passendste Beschreibung für das Verhältnis Jesu zu Gott und das Verhältnis Gottes zu Jesus: Dieses Verhältnis ist frei von allen apokalyptischen oder politischen Anklängen; es ist nirgends von Menschensohn oder Messias die Rede.

III. Eine Antwort

Die Anrede «Vater» ist von besonderer Qualität: Vor der genetischen Abstammung handelt es sich um ein reines Anerkennungsverhältnis. Das Verhältnis der Vaterschaft erfüllt sich erst in der gegenseitigen Anerkennung. Wenn Jesus Gott als seinen Vater in Anspruch nimmt, ist er darauf angewiesen, dass dieser diesen Anspruch erwidert. Jesus war womöglich Zeit seines Lebens unsicher, ob Gott seine Vaterschaft quasi anerkennt. Manche Exegeten lesen z.B. sein provokantes Auftreten im Jerusalemer Tempel kurz vor seinem Tod als Herausforderung an Gott, seinen vermeintlichen Vater, sich zu seinem Sohn zu bekennen. Durch Jesu Tod sollte Gott das tun, um dem angesprochenen Reich Gottes zur Realisierung zu verhelfen. Doch es kam anders: Nicht die Apokalypse kam nach Jesu Tod, sondern seine Auferstehung.

Die Auferweckung selber zeigt schon auf, dass es eine unverbrüchliche Einheit gab zwischen Gott und Jesus, quasi eine Sohnschaft. Gott kann nicht sterben, also kann auch die Einheit von Vater und Sohn nicht sterben. Auf diese Weise kommt die Verbindung prominent zum Ausdruck; etwas, das vor Jesu Tod noch nicht erwiesen war: Gott anerkennt Jesus als seinen Sohn in seiner Auferstehung. Jesus lebt schon immer ganz und gar von Gott her und durch Gottes Anerkennung. Die Anerkennung des Sohnes durch den Vater ist hier keine autoritäre Machtdemonstration, sondern sie gilt dem Sohn, der für die Gegenwart Gottes einsteht. Da, wo Jesus lebt, ist Gottes Reich gegenwärtig. In der Verkündigung des gekreuzigten und auferstandenen Jesus gewinnt das Reich Gottes seine konkrete Gestalt. Es gibt die Gegenwart Gottes nicht ohne ihre Konkretisierung durch Jesus. Das ist die definitive Anerkennung Jesu – die er als solche und in dieser Form nicht erwarten konnte.

Es geht bei der Vater-Sohn-Zuschreibung nicht um ein Ausspielen der göttlichen gegen die menschlich-natürliche Herkunft Jesu von Nazareth. Jesus gebraucht die Anrede Gottes als Vater natürlich nicht als Alternative zur seiner Abstammung von seinen Eltern, Maria und Josef. Und wenn Gott seine Vaterschaft gegenüber Jesus erwidert, dann meint das ebenso wenig die Negation der menschlichen, biologisch-sozialen Herkunft Jesu. Die beiden Vaterschaften oder Elternschaften sind einfach unterschiedlich: Die Anerkennung der göttlichen Sohnschaft

ist eine Anerkennung aus dem Tod heraus, während alle menschliche Abstammung von der Geburt aufs Leben ausgerichtet ist, das dem Tod entgegengeht.

Wenn wir vom «Sohn Gottes» sprechen, sollten wir zwischen Bild und Metapher unterscheiden. Was heisst das? – In einer bildlichen Rede wird ein besonderes Merkmal hervorgehoben, an das beschreibend-verbildlichend erinnert wird, z.B. «Frühling ist Leben» oder «Gott ist das Licht». Es wird *ein* Aspekt betont, neben dem diverse andere auch denkbar sind. Frühling kann genauso gut Blumenpracht sein, oder Gott kann auch als Liebe oder schützende Burg bezeichnet werden.

Bei der Metapher ist das anders. Bsp.: «Achill ist ein Löwe.» Achill ist natürlich nicht Tier, sondern Mensch, und er ist auch nicht nur ein starker Kämpfer (wie der Löwe), sondern auch Feind des Agamemnon oder Freund des Patroklos. Aber wenn «Achill ist ein Löwe.» als Metapher verstanden werden soll, dann muss man einen Löwen denken, wenn man wissen will, wer Achill in Wirklichkeit ist, was seine Identität ausmacht. Umgekehrt wird auch der Löwe in dieser Metapher zu etwas, das er vorhin noch nicht war, nämlich Inbegriff der Existenz von Achill. Löwe und Achill werden metaphorisch untrennbar miteinander verknüpft. Die Metapher *zeigt* an, wer Achill *ist*.

Ebenso verhält es sich mit dem Ausdruck «Jesus Christus *ist* der Sohn Gottes». Damit sind keine Verwandlung und kein Vergleich beabsichtigt. Die Metapher ist so zu verstehen, dass sie die ganze Identität Jesu ausmacht: Alles, was von ihm erzählt wird, wird von dorthin gesehen. Jesus Christus gibt es nicht anders denn als Jesus Christus, als Sohn Gottes. Alles, was über Jesus zu sagen ist, hat sich an dieser nur metaphorisch sagbaren Identität zu orientieren.

«Jesus Christus ist Gottes Sohn» ist also eine metaphorische Identitätsbestimmung. Daneben gibt es sogenannte «absolute Metaphern», z.B. «Auferstehung». Das Wort ist dem Aufstehen vom Schlaf entnommen – und es wird ausschliesslich so gebraucht, dass das Erwachen zu neuem Leben aus dem Tod gemeint ist. Dieser Vorgang ist prinzipiell unanschaulich, wir müssen der Kraft der Metapher vertrauen, wenn wir das Geschehen zu verstehen versuchen.

Innerhalb der absoluten Metaphern gibt es quasi eine Ur-Metapher, nämlich «Gott wird Mensch». Hier wird das Unanschauliche, Unvorstellbare selbst anschaulich und erfahrbar gemacht. Diese Ur-Metapher hat einen historischen Ursprung, nämlich die Geschichte Jesu von Nazareth, der Jesus Christus ist. Bedenkt man diese historische Gebundenheit, so lässt sich fortan von Gott gar nicht mehr reden ohne seine Menschwerdung. Man muss dann immer von Gott als dem Vater Jesu Christi reden. Und umgekehrt lässt sich vom Menschen Jesus nicht anders reden als so, dass Gott mit ihm eins geworden ist, also von Jesus nicht anders denn als Sohn Gottes.

In diesem Sinne: Ja, Jesus Christus ist Gottes Sohn. In ihm bestätigt sich die Ur-Metapher: Gott wird Mensch.